

**Anhörung im Jugendhilfeausschuss zum Thema der KFN-Studie  
„Sind Freizeitzentren eigenständige Verstärkungsfaktoren der Jugendgewalt?“**

(Montag, 25.08.2009, 14:00, Hodler-Saal, Neues Rathaus)

**Vorbemerkung:**

- ⇒ Einschätzung der KFN-Studie aus psychologischem bzw. sozialpsychologischem Blickwinkel (d.h. **nicht** sozialpädagogisch)
- Vorab eine grundsätzliche Anmerkung: es handelt sich um eine gründliche, methodisch außerordentlich versierte quantitative (repräsentative) Studie. Die reichhaltigen Befunde der Befragungen und ihre statistische Auswertung liefern wichtige Erkenntnisse über das Ausmaß der Jugenddelinquenz in Hannover, zumindest einen breiten Überblick über die subjektiven Angaben der interviewten Jugendlichen;
- besonders wichtig dabei: Nachweis der sozialen und ökonomischen Benachteiligung von Jugendlichen aus Einwandererfamilien und die besondere Bedeutung, die einer Verbesserung ihrer Bildungschancen zukommt; neu und wichtig ist auch der erstmalige Stadtteilbezug der Befragung, auch wenn sich selbstverständlich aus den entsprechenden Angaben der Befragten Neuntklässler nur Anhaltspunkte ergeben, aber kein verlässliches objektives Bild über die tatsächliche Sicherheitslage (Gewalt- und Kriminalitätsbelastung) in den jeweiligen Stadtteilen ableitbar ist;
- Nun aber zum strittigen Punkt der heutigen Anhörung: nach intensiver Beschäftigung mit der gesamten KFN-Untersuchung, den vorliegenden Kommentaren und Auseinandersetzungen sowie nach einigen ausführlichen Gesprächen mit jungen Studierenden im Rahmen eines fachlich einschlägigen Forschungs-Lern-Seminars im Fach Sozialpsychologie an der Leibniz Universität komme ich - selbstverständlich ohne die Probleme jugenddelinquenten Verhaltens in irgendeiner Form bagatellisieren zu wollen - zu folgendem Schluss:

**Die in der KFN-Studie entwickelte These, die außerschulischen Freizeit- und Jugendeinrichtungen seien ein Ort der Verstärkung von Jugenddelinquenz (laut SPIEGEL: „Brutstätten der Gewalt“) halte ich für nicht gerechtfertigt und die daraus abgeleitete Forderung, diese Einrichtungen sollten nach und nach geschlossen bzw. als Nachmittagsangebote in (Ganztags)-Schulen integriert werden, fachlich gesehen für einen unbegründeten Vorschlag, von dessen Umsetzung zudem jugend- und integrationspolitisch ein vollkommen falsches Signal ausgehen würde;**

Die Gründe für diese Auffassung lassen sich an folgenden drei Punkten festmachen (aus Zeitgründen: in Thesenform mit kurzen Erläuterungen):

## 1. Methodischer Einwand: Die strittige These und die aus ihr abgeleiteten Schlüsse lassen sich aus der Studie selbst weder ableiten noch begründen

- Hier wird eine statistische **Korrelation** (d.h. eine Wechselbeziehung zwischen zwei erhobenen Daten) in den Rang einer **Kausalität** (einer direkten Ursache-Wirkungs-Beziehung) nach der Logik erhoben: **weil** männliche Jugendlichen mit Migrationshintergrund und aus sozial und bildungsbezogen benachteiligten Milieus offenbar eine höhere (zumindest im Fragebogen bekundete) Gewaltbereitschaft aufweisen und **gleichzeitig** häufiger Jugendzentren aufsuchen, als andere, die wiederum weniger delinquenzbelastet zu sein scheinen, **müssen** diese Orte als Hoch-Risikofeld und Verstärkungsfaktor für delinquentes Verhalten gewertet **und** daher „folglich“ geschlossen werden (S. 78 f.)

Ein klarer Beweis, dass Jugendzentren die Wahrscheinlichkeit von Jugendgewalt faktisch erhöhen, ist dieses methodisch fragwürdige Verfahren mit Sicherheit nicht. Möglich ist daher, dass in die Datenauswertung etwas hineininterpretiert wird, was aus anderen Quellen stammt, sich aber nicht aus den Daten selbst ableiten lässt;

- das auf der Basis dieses Konstrukts gewonnene Bild: Jugendzentren = Treffpunkt von gewaltbereiten Jugendlichen, die unkontrolliert und mittels gegenseitig verstärkender Beeinflussung durch Gleichgesinnte ihrer Delinquenzneigung nachgehen ist eine blanke Spekulation, die an der Realität in den Jugendzentren offenkundig vorbeigeht (vgl. Stellungnahme der ExpertInnen aus der Sozialpädagogik);
- die zur Erklärung dieses Ansteckungsphänomens herangezogene „Theorie“ des Behaviorismus (Lerntheorie) ist komplexer und lässt sich vor allem nicht „ganz einfach“ auf Relationen in einem Beziehungsfeld anwenden, auf das spekulativ geschlossen, das aber nicht selbst untersucht worden ist;
- fraglich ist hier also: die Definition von Risikozonen geht nicht vom Ort und seiner Untersuchung aus, sondern von statistisch ausgewerteten Fragebogenangaben, die mögliche Rückschlüsse über typische Wahrnehmungen und Einstellungen im Umgang mit delinquentem Verhalten Ort ziehen, nicht aber über die tatsächlichen Verhältnisse in den angeklagten Jugend- und Freizeitzentren erkennen lassen;
- die Angabe in der Studie „Einstellungen“ würden mit „Verhalten“ zusammenhängen (S. 85) stimmt sicherlich irgendwie, ist aber banal. Sie klärt darüber hinaus nicht den (eben nicht messbaren) Unterschied zwischen: Gewaltphantasien, Gewaltbereitschaft und tatsächlicher Gewaltausübung, wovon in der Jugend-, Delinquenz- und insbesondere auch in der Männlichkeitsforschung aber strikt ausgegangen werden muss, soll der Unterschied zwischen Phantasie und Realität in der Lebenswirklichkeit von Jugendlichen nicht verwischt werden (außerdem führen anonym angegebene Einstellungen natürlich nicht automatisch zu einem entsprechenden Verhalten);
- Kritik an der „Entmischungs-These“ in der Studie: die Veränderung der Zusammensetzung der BesucherInnen in den Jugendzentren während der letzten Jahre und Jahrzehnte weist auf Änderungen im Sozialgefüge (spezifische Ausgrenzungen und Marginalisierungserfahrungen von einer immer größer gewordenen Anzahl von Familien mit Migrationshintergrund) und nicht auf einen sozialdarwinistischen Verdrängungskampf hin (bei dem sich die „stärkeren“, also insbesondere die „Macho“-Jugendlichen durchsetzen). Daraus ließe sich mit

gutem Recht genau die gegenteilige Schlussfolgerung ziehen: Angebote für benachteiligte Jugend-Gruppen sind (bei einer Änderung des Klientels) eher gewaltmindernd und - vorbeugend (Prävention) d.h.: Jugendzentren verhindern nach wie vor sogar ein höheres Ausmaß von Jugenddelinquenz;

- daraus folgt auch: die (in einem Aufsatz der AutorInnen der KFN-Studie) monierte „Zusammenballung belasteter Jugendlicher“ ist gerade ein Zeichen für die Notwendigkeit von Jugendzentren und einer gezielten (außerschulischen) Jugendarbeit, um gerade das Absinken in Delinquenz zu verhindern (wenn 70 % nie in Jugendzentren verkehren, dann zeigt das um so mehr die Bedeutung für die restlichen „gefährdeten“ ca. 30 %);
- in den Argumenten, mit denen die Schließungsforderung in besagtem Aufsatz begründet werden, finden sich eine Reihe eher vager Spekulationen im Konjunktiv über den angeblich „schädlichen“ Einfluss von Jugendzentren: der Aufenthalt dort „scheint“ eher unstrukturiert zu sein, Kontrolle „dürfte“ eher gering ausfallen und Gewalteffekte „würden“ eher verstärkt werden, wenn die SozialpädagogInnen nur „freundliche Gastgeber“ wären, so dass die Schlussfolgerung „nahe liege“, Gewalt werde zumindest nicht eingedämmt oder gar verhindert. Das ist Spekulation und weist auf eine indirekt eingestandene Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse in den Jugendzentren hin;

## **2. Der hier zur Diskussion stehende Vorschlag und seine Begründung gehen nicht nur an der Realität der Jugend- und Freizeitzentren, sondern auch an der konflikthafter Lebenswirklichkeit von Jugendlichen generell und insbesondere an den inneren und äußeren Krisen des männlichen Jugendalters vorbei**

- das hier entworfene Bild einer Persönlichkeit als Bündel aus messbaren Einzelfaktoren und Einflussvariablen hat mit den komplexen äußeren Konfliktlagen im Jugendalter sowie ihren inneren Erfahrungs- und Verarbeitungsweisen nicht viel zu tun (damit mit den breiten und vielfältigen Befunden der Adoleszenzforschung);
- vernachlässigt werden dabei besonders: 1. die innere Dynamik der Adoleszenz (Krise des Jugendalters und notwendige Ablösung von Schule und Elternhaus); 2. die typischen Konfliktlagen männlicher Jugendlicher (Krise der „Männlichkeit“);
- Vor diesem Hintergrund ist die geforderte Integration der offenen außerschulischen Jugendarbeit in die Schule höchst problematisch, d.h. eine „Kultur des Hinschauens“ ist zwar wichtig, aber kann und darf nicht identisch sein mit umfassender „Kontrolle“;
- die fatale Botschaft für jugendliche Angehörige benachteiligter Migrantengruppen, die von einer solchen Maßnahme ausgehen würde lautet: „Wir wollen Euch ja und sind auch bereit, Euch zu ‚helfen‘, aber nur unter unseren kulturellen Bedingungen und unter unserer pädagogischer Kontrolle innerhalb staatlichen Institutionen“
- dabei wird vergessen, dass gerade die Schule in ihrer jetzigen Verfassung für Angehörige von Migrantengruppen ein Ort verstärkter Diskriminierungs-

erfahrungen (Beispiel: schlechtere Noten bei gleicher Leistung), + Selektions-Druck + allgemeiner Ablehnung / Anerkennungs-Defizite ist. Die Erfahrungen in der Schule erhöhen die Neigung zur Selbst-Ethnisierung (z.B. die Selbst-Stilisierung als „Türken“);

- die angedeutete Diskussion mit Studierenden hat darüber hinaus grundsätzlich bestätigt: mehr pädagogische Aufsicht und mehr Schule ist aus der Jugendperspektive wenig hilfreich und die Forderung nach noch mehr pädagogisch und sozialpädagogisch angeleitete Betreuung innerhalb der Institution Schule löste allgemeines Kopfschütteln aus. Alle halten außerschulische Angebote ohne eine durchgängige Pädagogisierung, Kontrolle und formaler Machtmittel für ungemein wichtig für die jugendliche Persönlichkeitsentwicklung;
- darüber hinaus haben insbesondere die qualitativen Interviews von TeilnehmerInnen des oben angedeuteten Forschungs-Lern-Moduls mit delinquenten Jugendlichen und „ExpertInnen“ in Jugendzentren, Gefängnissen, Jugendhilfe- und –bildungseinrichtungen usw. für mich schlüssig ergeben: gerade wegen der Bedeutung der offenen außerschulischen Jugendarbeit als konkurrenzlosem und notwendigem Freiraum vor allem für marginalisierte Jugendliche ist eine derart grundsätzliche Infragestellung fatal;
- mit dem Schließungsvorschlag geht einher: die Ausgrenzung von „Jugendkulturen“, die durchaus auch einen kreativen Umgang mit der Gemengelage: Anpassungsdruck, Verweigerung, Ausgrenzung usw. zum Ausdruck bringen;
- die in der Studie zur Verbesserung der „Bindung an die Schule“ propagierte „Lust auf Leben“ kann selbstverständlich (partiell) in der Schule erweckt und gefördert werden, fängt aber weitgehend (und daran müssten wir uns als Erwachsene eigentlich noch gut erinnern können) grundsätzlich erst dem Verlassen der Schule und ihren Leistungsanforderungen an; diese Forderung nach noch mehr „Verschulung“ zentraler Lebensräume geht an der inneren Wirklichkeit der Jugendlichen generell vorbei (d.h. natürlich nicht: das Verstehen der inneren Bedürfnis- und Konfliktlagen von Heranwachsenden mit „grenzenlosem Verständnis“ zu verwechseln);
- besonders prekär aber ist der Vorschlag für jene männlichen Jugendlichen die laut Studie zu den gewaltaffinen Problemfällen gehören und (in anderen Kontexten) wenig hilfreich (und fast denunziatorisch) pauschal als Angehörige einer „mediterranen Macho-Kultur“ bezeichnet werden (das bezieht sich insbesondere auf „türkischstämmige“ Jugendliche). Die einschlägige qualitative Forschung über den Zusammenhang von Männlichkeitsentwürfen, Jugendalter und türkischem (sowie anderem) Migrationshintergrund mit Gewaltbereitschaft zeigt, dass Gewalt unter bestimmten Bedingungen in allen Kulturen mit männlicher Dominanz und Vorherrschaft ein attraktives Mittel ist, um besonders in der Jugendkrise eine erwünschte Männlichkeit herzustellen, zu „reparieren“ oder wiederherzustellen, wenn sie als bedroht erlebt wird. Nicht gravierende und letztlich auf wesensmäßig kulturelle Unterschiede zurück geführte Unterschiede, sondern Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten in den typischen Konfliktregulierungsmustern treten damit in den Mittelpunkt;
- Kriminalität von jungen Männern erscheint somit weniger als Ausdruck einer kulturell vorgeprägten Männlichkeit, sondern als ein Mittel, eine erwünschte („hegemoniale“) Männlichkeit herzustellen (Spindler);

- zugespitzt folgt daraus: das Bild einer uns fremden, traditionalistischen Macho-Kultur aus dem mediterranen Raum (gemeint sind offenbar sogenannte anatolische „Hirtenvölker“) entlastet als Sündenbock auch von der Auseinandersetzung mit den in der westlichen Aufnahmegesellschaft vorherrschenden Männlichkeitsbildern und geschlechtsbezogenen sozialen Ungleichheiten (vgl. die Arbeiten von Bertol, Bukow, Spindler u.a. zur Rolle von sogenannten „Ethisierungsprozessen“);
- Der in diesem Zusammenhang inflationär bemühte Begriff „Kultur“ (bzw. „Kultur-Differenz“) ist dabei ebenso eine eher unbrauchbare Kategorie, wie die wertende Unterscheidung von (kulturell-rückständiger) „Tradition“ und (westlicher) „Moderne“, um die Beeinflussung dieser Dynamik durch migratorische, ethnische und geschlechtliche Faktoren angemessen zu erkennen (Gefahr des Ethnozentrismus); - daraus folgt die dritte These:

**3. Zahlreiche neuere umfassende (qualitative) Studien aus den Bereichen der Jugend-, Migrations- und Gewaltforschung zeigen, dass das Bild gewaltbereiter männlicher, aus sozial benachteiligten und mit häuslicher Gewalt belasteten Familien stammenden Jugendlichen einseitig ist, wenn es mit dem ethnisch-kulturellen Merkmal „nicht-deutsch“ und insbesondere „türkisch“ oder „türkischstämmig“ verknüpft wird, wie in der vorliegenden Studie**

- hier gibt die Studie einen wichtigen Hinweis: es gibt keinen direkten Zusammenhang zwischen ethnischer Herkunft und Jugenddelinquenz, d.h.: Jugendliche aus Migrationsmilieus haben geringere Anteile an Diebstahlsdelikten und Sachbeschädigung, aber etwas höhere bei Gewaltdelikten; die sei aber keine unmittelbare Folge ethnischer Zugehörigkeit, sondern erkläre sich aus den Lebensumständen von Migration und sozialer Benachteiligung (S. 97). Diese These wird aber an anderen Stellen mit einer höchst problematischen Auffassung von „Kultur“ und „ethnischen Zugehörigkeiten“ unterlaufen und infrage gestellt;
- es wird zu Recht (in Anlehnung an den Soziologen Bourdieu) die Ausgrenzung durch statushöhere Sozialschichten kritisiert, aber gleichzeitig das „richtige Verständnis von Kultur“ und der „richtige Umgang mit Kulturprodukten“ (S. 62) als Gegenmittel gefordert, was ein „Aufwachsen in der Hochkultur“ (!!!) erfordere, das bei den Migrationsjugendlichen eben nicht vorhanden sei und daher nicht ohne weiteres nachgeholt werden könne; diese These ist entgegen der Intention Bourdieus, der damit u.a. gerade die Machtmittel der hegemonialen Kultur und ihrer Vertreter anprangert, zu sehr affirmativ an bildungsbürgerlichen Idealen mit folgenden Kriterien für den Besitz von „kulturellem Kapital“ orientiert: Oper, Ballett, Klassikkonzert, klassische Literatur, Besitz von Kunstwerken, Musikinstrumenten und Büchern;
- ⇒ Logik: 1. diese Bildungsgüter sind in türkischen Familien nicht besonders verbreitet (daher: mehr Schule!!); aber Bourdieu meint dagegen: a) Nachholen braucht immer Zeit (und Umwege), die in Zeiten des erhöhten Leistungsdrucks kaum gegeben wird ⇒ verstärkte Segregation: Gewinner/Verlierer besonders in

der Schule; b) Gewinner setzen ihre Spielregeln durch und legen fest, welche Kultur eine legitime ist und welche nicht („Leitkultur-Debatte“);

- ⇒ und 2. Gefahr der Verallgemeinerung grundlegender kultureller Unterschiede mit einer Bewertung: höhere und niedere Kultur ⇒ damit wird der angedeuteten Gefahr des Ethnozentrismus nicht wirksam entgangen (das macht die Studie zwar nicht, aber wenn Begriff „Hochkultur“ unhinterfragt übernommen wird, besteht zumindest diese Gefahr)
- Dazu gehören auch solche und ähnliche Formulierungen (in der Studie bzw. in dem begleitenden Aufsatz): Zentren werden von bestimmten „ethnischen“ (nicht-deutschen) Gruppen“ besucht (gemeint sind insbesondere: von Türken); dies weist auf eine verengte Auffassung von „Ethnie“, „Kultur“ und „Nationalität“ hin, nach der Ethnie offenbar als eine Menschengruppe mit einer kulturellen, sozialen, historischen und genetischen „Einheit“ gewertet wird und außerdem mit „Nationalität“ verwechselt wird („die“ Türkei und die sozial hochkomplex zusammengesetzten Migrantengenerationen in Deutschland sind mehr als nur Angehörige rückständige anatolische Hirtenvölker bzw. „Herdengesellschaften“ (S. 86) ⇒ vgl. Untersuchung von Margret Spohr („Türkische Männer in Deutschland“) über die erste Einwanderergeneration;
- um diese Fallstricke zu vermeiden wird in der Migrationsforschung inzwischen der Ausdruck „ethnische Herkunft“ als höchst problematisch kritisiert und abgelehnt; er öffnet Projektionen und ethnozentristischen Vorurteilen Tür und Tor; er vernachlässigt die Prozesse von Ethnisierungen (Fremd- und selbst-Ethnisierungen) und kommt an deren Ursachen nicht wirklich heran (Hinweis: Spindler/Tekin: „Wie man zum Türken wird“);

### **Schluss:**

vor dem Hintergrund der hier angedeuteten Gründe kann ich von einer Umsetzung des hier zur Diskussion stehenden Hauptvorschlags nur dringend abraten; d.h. nicht, darauf zu verzichten, weiter intensiv und ergebnisorientiert darüber nachzudenken, wie eine Verbesserung **sowohl** der schulischen Betreuung (einschließlich der Diskussion über Ganztagschulen), **als auch** der außerschulischen Jugendarbeit erreicht und vielleicht sogar beide Bereiche stärker aufeinander bezogen werden können – aber eben nur unter strikter Einhaltung der notwendigen Trennung beider Bereiche. Wenn die vorliegende KFN-Studie mit ihren reichhaltigen Befunden und Ansatzpunkten als Anregung verstanden wird, unter Einhaltung dieser Prämisse über beide Bereiche nachzudenken, kommt ihr mit Sicherheit eine wichtige zukunftsweisende Funktion zu.